



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Roman

Keiter, Heinrich
Kellen, Tony

Essen, Ruhr, 1912

II. Die Personen und die Charaktere.

urn:nbn:de:hbz:466:1-33498

II.

Die Personen und die Charaktere.

1. Der Held als Träger der Idee.

Der Romandichter zeigt uns in seinem Werk wenigstens die möglichen Menschen der wirklichen Welt.

Wir sprechen beim Roman noch immer von einem Helden, aber es ist dies nur noch eine herkömmliche Bezeichnung, die aus den alten Epen übernommen ist. Jedenfalls verdient nur selten die Hauptperson eines Romans diesen Namen im vollen Ernste, und wenn er selbst ein geschichtlicher Held wäre, so würden doch seine Taten im Romane schwerlich heldenhaft sein. Er erscheint da in engem Kreise, in Privathäusern, als Individuum oder höchstens als Familienoberhaupt. Die Völkerkämpfe und Weltgeschicke werden im Romane zu Haus- und Privatgeschichten. Das Interesse dafür ist nicht das allgemeine eines ganzen Volkes und das einer weitverbreiteten Sage, sondern muß vom Dichter ganz eigens geweckt werden. Der Stoff kann kaum an sich so groß sein, daß er den Anschein einer weltgeschichtlichen Begebenheit annähme.¹⁾

Die Kämpfe des modernen Romanhelden sind, wie Discher ausführt, ganz vorwiegend die Kämpfe des Geistes und Gewissens, der Pflicht, Überzeugung und Weltanschauung; der Hauptkonflikt ist der Zusammenschluß der Ideale des Jünglings mit dem rauhen Leben, indem die unerbittliche Schule der Wirklichkeit ihn durch Enttäuschung zum Manne erzieht. Der ältere Roman und auch heute der historische hat einen mehr objektiv-epischen Charakter und verlegt den Schauplatz der Kämpfe nicht so vorwiegend in Verstand und Ge-

¹⁾ Gietmann: Poetif. S. 244.

müt, sondern mehr in das äußere Leben, indem von innen heraus nur die Phantasie dem Helden mitspielt, ohne ihn aber ie ganz unglücklich zu machen.

Der Dichter kann nach den Gesetzen seiner Kunst Ideen nur zum Bewußtsein bringen, indem er der Idee einen Träger gibt, indem er sie individualisiert. Der Träger der Idee wird eins mit ihr, sie geht in ihn über und wird der Nerv seines geistigen Lebens. Sie beherrscht ihn in jeder Weise; sie bestimmt die Richtung seines Denkens, seine Entschlüsse, seine Taten. Sie ist die Weltanschauung, in deren Lichte er die Dinge erblickt. Sie ist allmächtig in ihm. „Der Held ist gewissermaßen das Auge, durch welches der Autor die Welt sieht, in diesem Roman wenigstens, in diesem Stadium seiner Entwicklung wenigstens; und, wenn das zuviel gesagt ist — meistens wird es nicht zuviel gesagt sein —, so ist der Held doch ganz sicher der Gesichtswinkel, unter welchem uns der Autor das Stück Menschentreiben, das er aus dem Ganzen ausschneidet, gerückt hat, unter dem er wünscht, daß wir es betrachten möchten.“²⁾

Wilhelm Meister ist beseelt von der Idee der Bildung; Münzer, Leo Gutmann („Die von Hohenstein“ und „In Reih und Glied“) sind Träger der Idee des Volkswohls; Georg Hartwig („Hammer und Amboss“), Anton Wohlfahrt repräsentieren die materielle Arbeit, der Professor in der „Verlorenen Handschrift“ die geistige; Erich („Landhaus am Rhein“) glüht für Gleichstellung aller Menschen; der Landprediger von Wakefield vertritt die Idee steter Mäßigung, auch im Glücke.

2. Bildungs- und Entwicklungsromane.

Dieses Streben für die Idee ist das charakteristische Merkmal des Helden im Bildungs- und Entwicklungsroman. Er ist sich ihrer vollkommen bewußt; sie ist das Ziel seines Handelns, er bringt sie zur Geltung oder geht unter. Die Idee ist ihm zum Ideal geworden. Eben diesen Entwicklungsgang des Helden: vom Ahnen

²⁾ Spielhagen: Beiträge, S. 72.

der Idee bis zu dem Zeitpunkt, wo sie ihm Ideal geworden, und den Kampf für dieses Ideal darzustellen, ist die Aufgabe des Entwicklungsromans.

Da die Geschichte des Menschen sein Charakter ist, wie Goethe im „Wilhelm Meister“³⁾ sagt, so ergibt sich, daß ein Bildungsroman vorwiegend biographischer Natur sein muß. Doch darf nicht jeder biographische Roman ein Bildungsroman genannt werden, und es ist auch nicht jeder Erziehungsroman ohne weiteres ein Bildungsroman. Die psychologische Entwicklung des Individuums allein genügt dazu nicht; die Weite des umgebenden Weltbildes und die Höhe der Weltanschauung sind das Entscheidende. Die persönliche Bedeutung des Helden Wilhelm ist bei Goethe verhältnismäßig gering; auch das endgültige Ziel der Erziehung zum tätigen Leben und zur Freude an der Mannigfaltigkeit der menschlichen Individualität ist nicht an sich imponierend, sondern die Art der Erreichung dieses Zieles, die wundervolle, poetisch reife Verkörperung der vielseitigen Zeitbildung, der ganzen, den Helden umflutenden Gesellschaft mit ihrem Reichtum im Fühlen, Wollen und Handeln — das ist das Neue, das schlechthin Einzigartige, das ästhetisch Befreiende, das Weltbewegende in Goethes Roman.⁴⁾

Der Held ist gleichsam der Zögling des Dichters. Seine Sorge ist es, ihn zum Dienste des Ideals heranzubilden. Wenn er den Helden vorführt, sei er noch ein Kind oder ein weltunerfahrener, für alles Große in unklarer Begeisterung schwärmender Jüngling, so weiß noch niemand, wofür der Dichter ihn bestimmt hat. Nur leise läßt er uns ahnen, daß in seinem Jüngling die Keime großer Taten ruhen, daß er einst, wenn er sein Ziel und seinen Wirkungskreis gefunden, Tüchtiges leisten werde. Der echte Dichter wird dies auf eine feine, dem Leben abgelauschte Weise andeuten. In den Neigungen des Kindes ruht im Keime das Streben des Mannes. So glüht Leo Gutmann schon als Kind, für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken und glaubt in kindlichen Phantasien seinen

3) 7. Buch, 5. Kapitel.

4) Hermann Anders Krüger (Hochland 1907. S. 705.).

Wunsch am besten zu verwirklichen, wenn er als Missionar zu den Wilden pilgerte. Georg Hartwig („Hammer und Amboss“) sehnt sich als Knabe nach einem Leben voll Arbeit und Mühe. Das Sitzen auf der Schulbank und das Lernen griechischer Wörter wird ihm unendlich sauer. Anton Wohlfahrt („Soll und Haben“) denkt sich mit Lust in die weit umfassende Tätigkeit eines großen Kaufmanns, dessen kleines Kontor ihm der Mittelpunkt des Handels zu sein scheint. Endlich dürfte auch Wilhelm Meister hier anzuführen sein, dessen Liebe zum Puppenspiel auf seine nachmalige Begeisterung für die Bühne hindeutet.

So kann der Dichter seinen Helden schon in der Kindheit für sein künftiges Ideal vorausbestimmen. Es handelt sich dabei aber um nichts weiter, als das Ahnen der Idee in der Seele des Helden. Er ahnt sie, sie schlummert unbewußt in ihm — ehe sie ihm aber ins Bewußtsein dringt, ehe sie ihm in voller Klarheit vor der Seele steht, hat er noch einen weiten, dornenvollen Weg zurückzulegen und der Dichter noch eine große Aufgabe zu lösen. Denn er hat sich ja zu hüten, in der Darstellung dieses so überaus wichtigen Teiles des Romans irgend welche Lücken eintreten zu lassen. Wenn er einmal den Helden als Kind vorgeführt hat, so muß er ihn auch begleiten durch alle Stufen der Entwicklung bis zum vollständigen Manne; nicht aber darf er ihn nur eine Zeitlang begleiten und dann ihn mit Übersprungung eines langen Zeitraumes wieder als Mann zeigen. Denn gerade diese Periode ist für den Helden die wichtigste. So läßt Gustav Freytag seinen Helden in „Soll und Haben“ nie aus den Augen; Spielhagen in „Hammer und Amboss“ widmet gerade dieser Periode besondere Ausführlichkeit, übergroße aber Holtei seinem Christian Lammfell und Keller seinem Grünen Heinrich. Den gerügten Fehler der Übersprungung finden wir in Spielhagens sonst trefflichem Roman: „In Reih und Glied“. Nachdem der Dichter mit großer Kunst den Helden als Kind vorgeführt und alle Keime seiner künftigen Größe gepflanzt hat, verläßt er ihn, und stellt ihn erst als ausgebildeten Menschen wieder vor. Ebenso Gutzkow im Roman „Die Söhne Pestalozzis“. Waldner wird fünf Jahre lang in Pestalozzis Schule gebildet — der Leser aber erfährt nichts davon. Und

doch ist gerade in dieser Periode ein Überspringen von Jahren nicht zu billigen. Vielmehr muß die Entwicklung eine streng stufenweise sein. Jeder weitere Schritt läßt den Helden sein Ziel klarer erkennen, erweitert seinen Blick, bereichert seinen Geist, stärkt seine Willenskraft. Der Dichter stürzt ihn in den Strudel des Lebens, damit seine Kenntniss der Welt eine möglichst allseitige werde; er setzt ihn zu allen wichtigen Dingen in Beziehung und lehrt ihn zugleich, seine Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten. Das Leben in seinen mächtigen Gestaltungen wirkt gewaltig auf ihn ein. Er wird in viele Verhältnisse gezogen, die ihm persönlich ganz fern liegen, und kommt mit Personen in Berührung, denen zu begegnen er nie geglaubt hätte. Auf ungeahnte Weise werden ihm nicht selten Wünsche befriedigt, deren Erfüllung er sich nie hätte träumen lassen; anderseits aber treten ihm häufig in Erreichung seiner Absicht Hindernisse entgegen von einer Richtung, die ihm ganz unbekannt war. „Er macht einen einzigen Schritt in das Abenteuer hinein und siehe, bald ist er erfaßt und wie von einer übermächtigen Kraft immer tiefer und hilfloser hineingezogen.“⁵⁾

So gerät Anton („Soll und Haben“) fast gegen seinen Willen in das Treiben der vornehmen Welt hinein. Die Umstände bringen ihn in engste Verbindung mit einer Familie, die sich hoch über seinen Stand erhebt. Bernhard Münzer (Spielhagen: „Die von Hohenstein“) kommt, er weiß selbst nicht, wie, mit Antonie von Hohenstein in Berührung — und nun befindet er sich im Zauberkreise dieses schönen Weibes. Georg Hartwig entflieht der strengen Aufsicht seines Vaters und kommt zum wilden Zehren. Welch ein Sprung ins Blaue! Von dieser Flucht ab ist er nicht mehr Herr seines Schicksals. Man kann sagen: die Ereignisse werfen den Helden hin und her, oft willenlos; aber jedes Ereignis fügt seiner Bildung ein weiteres Moment hinzu.

Aber nicht allein äußere Erfahrungen macht der Held, sondern auch innere in Fülle. Mit der äußeren Welt geht ihm die innere auf. Er durchschaut den Zusammenhang des Seins in stufenweiser Folge, er blickt in das Getriebe der Welt, in die

⁵⁾ Schücking: Schloß Dornegge. II., S. 115.

Ursachen menschlichen Handelns und Fühlens. Diese Einblicke erwirbt er durch bittere Erfahrungen, herbe Enttäuschungen. Denn es fehlt ihm an Weltkenntnis, er folgt gern den Eingebungen seines warmen Gefühls, das seinen Verstand zum Sklaven macht — die Welt aber verlacht ihn als Idealisten und benutzt seine geringe Erfahrung zu seinem Nachteil. Mit einem Worte: der Held schwimmt mitten im Meere des Lebens, häufig in Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, häufig sanft von ihnen getragen. So halten denn mächtige Einflüsse den Helden nicht selten in seinem Laufe an, treiben ihn rückwärts, schleudern ihn, da er sich seiner Idee noch nicht vollkommen bewußt ist, auch in ganz andere Bahnen, bis er endlich zur klaren Einsicht seiner Bestimmung kommt.

Es geht hieraus hervor, daß das Ziel des Romanhelden nicht immer ein aus freier Willensäußerung gesetztes ist, sondern daß es ihm häufig von außen bestimmt wird. Die Ereignisse wirken dergestalt auf ihn ein, daß er endlich die rechte Bestimmung erkennen muß. Daraus erklärt sich der Mangel an Selbsterkenntnis, der ein charakteristisches Merkmal des jugendlichen Romanhelden ist. Er kommt aber immer weiter in der Erkenntnis seiner selbst, bis ihm endlich, vielleicht erst am Schluß, jede Falte seiner Seele offenliegt.

In jenen Romanen, die den Helden als einen mit unklaren Ideen erfüllten Jüngling in die Welt senden, liegt der erste Konflikt stets in den Enttäuschungen, die der Held in der Welt des nüchternen Alltagslebens erfährt. Er muß „die unerbittliche Natur der Wirklichkeit, als einer Gesamtsumme von Bedingungen, die, von unendlich vielen Individuen in Wechsel-Ergänzung verarbeitet, über jedem einzelnen Individuum stehen, gründlich durchkosten.“⁶⁾

Hier ist der Punkt, wo wir beim humoristischen Roman anlangen. Der Held, den der Dichter in die Welt versetzt, kann auch ein durch falsche Weltanschauung verschrobener Kopf sein. Der Dichter nimmt sich nun vor, ihn zu einem vernünftigen Menschen heranzubilden und gebraucht hierbei Begebenheiten, die, an sich unschädlich, gerade durch den vollendeten Gegen-

⁶⁾ Vischer, a. a. O. III. 1508.

saß, in dem sie zu den Anschauungen des Helden stehen, ihm allmählich die Augen öffnen.

Den Plan einer Erziehung zum Ideal in weitestem Umfange durchzuführen, unternahm Goethe in „Wilhelm Meister.“⁷⁾ Als unerfahrenen, von hochfliegenden idealistischen Träumen erfüllten Jüngling führt der Dichter seinen Helden ein. Große Gedanken erfüllen seine Seele; Veredlung der Menschheit mit Hintansetzung des eigenen Selbst scheint ihm die schönste Aufgabe eines Menschenlebens. Darum zieht es ihn mächtig zur Schauspielkunst, in der er eine Lehrerin der Menschheit erblickt; darum fühlt er sich abgestoßen vom Kaufmannsstande, weil dieser nur nach materiellem Besitz zu streben scheint. Aber schon bald macht er die Erfahrung, daß gerade die Schauspieler von der Größe ihrer Aufgabe keinen Begriff haben. Überall Kleinlichkeit, niedrige Gesinnung; nirgend ein Streben für ein Höheres, Geistiges. Nun glaubt er, den bevorzugten Ständen eigne die bei den Schauspielern vermischte Gesinnung. Auch von diesem Irrtum kommt er zurück; so muß er Erfahrungen sammeln, um sich selbst zum Mittelpunkt seines Strebens machen zu können. Dazu löst ihn der Dichter los aus leidenschaftlichen Verwicklungen; Mariane wird ihm entrisen, und auf ihrem Namen haftet für ihn der Flecken der Untreue; Philine zieht ihn anfangs lebhaft an, bis er sich, nachdem er ihr oberflächliches Wesen kennen gelernt, von ihr abgestoßen fühlt. Die Liebe zur schönen Gräfin gibt seiner Liebessehnsucht eine neue, höhere Richtung und hier muß er entsagen. Um seinen Helden noch mehr von dem Alltagsleben abzuziehen und ihn der Idee näher zu bringen, macht der Dichter ihn mit Shakespeare bekannt, dessen Dichtungen ihn zu einer lebhaften Begeisterung hinreißen.

Große Erfahrungen macht auch Anton Wohlfahrt („Soll und Haben“) durch. Spielhagen schießt Georg Hartwig („Hammer und Amboss“) sogar ins Zuchthaus, um ihn hier, unter der Leitung eines hochedlen Mannes der Idee entgegenreisen zu lassen. Agathodämon (in Wielands gleichnamigem Roman) wird durch die Erfahrungen, die er durchkosten muß,

⁷⁾ Vgl. Dünkers Erläuterungen zu „Wilhelm Meister“, wo die Entwicklung des Helden eingehend dargestellt wird.

gründlich von seiner Schwärmerei geheilt und der Vernunft zugeführt. Bittere Leiden muß Christian Lammfell in Holteis Roman durchkämpfen, ehe er zum Bewußtsein seiner Bestimmung gelangt.

Bei Jeremias Gotthelf ist die erste Voraussetzung zur Erziehung eines seiner Helden: ein Leben, das verkehrt begonnen, ein Mensch ohne vorläufigen Halt und Gehalt, ein planloses in den Tag Hineinleben ohne Gedanken, Aufgaben und Ziel, kurz, ein Boden, wo der Betreffende jeden Augenblick versinken kann. Die zweite und bedeutungsvollere Voraussetzung ist: eine gesunde körperliche und geistige Verfassung; diese zweite macht allein eigentlich die Rettung möglich und verständlich, gibt dem Leser auch das Gefühl völliger Sicherheit. Schon beim ersten Auftreten wissen wir an Haltung, Gebärde, Sprache, ob da noch etwas zu retten sei. Das Vorgehen ist sehr einfach; der leitende Gedanke ist der des Pfarrers, der weiß, was seinen Pfarrkindern nottut und der bürgerliche Ordnung als letztes Ziel aufstellt. Die Stadien, die einer durchlaufen muß, bevor er zum Endpunkt, zum Gebet, gelangt, sind: Arbeit, Pflicht, Liebe, Reue, Demut, Einsicht, Selbstbewußtsein.⁸⁾

Die Entwicklung eines jungen Mädchens hat uns in ausgezeichneter Weise Luise von François in ihrem Roman „Die letzte Reckenburgerin“, einem Sittengemälde aus dem Ende des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts, dargestellt. Marie v. Ebner-Eschenbach knüpfte in ihrem Roman „Das Gemeindefind“ in den Grundzügen wieder an die großen Überlieferungen des deutschen Erziehungs- und Bildungsromans an, wie sie seit „Wilhelm Meister“ bei unsern besten Dichtern wie Tieck, Arnim, Eichendorff, Immermann, Gotthelf, Keller, Freytag, Wilbrandt usw. fortwirkten.

Alphonse Daudet schildert in „Le petit Chose“ (Der kleine Dingsda, 1865) die Enttäuschung eines körperlich wie seelisch in den Kinderschuhen stecken gebliebenen Instituts-Lehrgehilfen.

⁸⁾ Dr. Lilli Haller: Jeremias Gotthelf. Bern, A. Francke, 1906. S. 72.

Gerade in neuerer Zeit ist es manchem Dichter vorzüglich gelungen, die Entwicklung von der Kindheit an aus ländlicher oder bürgerlicher Umwelt oder niederer gesellschaftlicher Schicht heraus zu schildern. In diesen Werderomanen ist das Ende oft ein Scheitern oder ein Entfagen und Zurückkommen im Engeren.

In „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse schildert ein junger Mensch, aus dem nach dem Urteil solider Normalmenschen nichts Gescheites geworden ist, seinen Lebensgang, wie er studierte, sich als Schriftsteller unter Entbehrungen aller Art durchschlug und schließlich in sein Heimatdorf zurückkehrt, um dort als Dörfler zu leben.

„Unterm Rad“ von Hermann Hesse ist der Roman eines Schülers aus dem Nagoldtale im Schwarzwald. Der Junge wird durch den Ehrgeiz seines Vaters und den Unverstand seiner Lehrer so zum Lernen angespornt, daß er schließlich infolge Überanstrengung das Studium aufgeben muß. Er wird Mechaniker und ertrinkt bei einem Ausflug im Flusse.

Die Entwicklungsgeschichte eines Knaben schildert Otto Ernst in „Asmus Sempers Jugendland“ (1905). Er versteht es, die geheimsten Regungen einer Kinderseele zu erfassen und mit köstlichem Humor all die kleinen Erlebnisse des Knaben darzustellen. Wir gewinnen die Überzeugung, daß dieser kleine Asmus einst ein Dichter werden wird. Den Beweis erbringt der Verfasser selbst, denn er hat die Erinnerungen seiner eigenen Kindheit poetisch verwertet.

Einen Bubenroman nennt Hermann Anders Krüger seinen „Gottfried Kämpfer“ (1906). Er schildert darin die Erziehung eines Knaben in der Herrnhutergemeinde, und er führt uns an einem bestimmten Menschenkinde in den Geist und in das Wesen einer wahrhaften Erziehung ein, das darin besteht, daß sie auf individueller Grundlage den Pflegebefohlenen von der Bevormundung befreit und zu einer festgefühten Persönlichkeit heranbildet.⁹⁾

Der Held eines Romans durchläuft also durch den Lebenskomplex von Kulturformen und durch die Schule der

⁹⁾ Ein Bubenroman. Dr. Wilhelm Knoegel: Berufliche Streifzüge. Gotha, F. A. Perthes, 1910. S. 25—33.

Erfahrung seinen Bildungsgang. Hier tritt nun die große Bedeutung der *L i e b e* ein. Die ganze moderne Welt erkennt in ihr ein Hauptmoment in der Ergänzung und Reifung der Persönlichkeit. Das Ziel des Romanhelden ist schließlich immer Humanität; irgendwie gilt von jedem, was Schiller von Wilhelm Meister sagt: er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen, er wird vom Leben realistisch erzogen, er soll reif werden, zu wirken als ein voller, ausgerundeter Mensch, als eine Persönlichkeit. In dieser Erziehung ist denn die Liebe, da wir das Rein-Menschlich-Ideale im Weibe symbolisch anschauen, ein wesentliches Moment und zugleich Surrogat für die Poesie der episch-heroischen Weltanschauung; die tiefsten Metamorphosen der Persönlichkeit knüpfen sich an eine Leidenschaft, die auf sinnlicher Grundlage den ganzen Menschen ergreift, alle seine geistigen Kräfte in Bewegung setzt, an ihre Wechsel, Leiden, Freuden, sie wird so zu dem Bande, an welchem der innere Entwicklungsgang des Menschen, obgleich er seinem höheren Inhalte nach weit darüber hinausliegt, seinen Verlauf nimmt.¹⁰⁾ So spielt mit Recht in den Romanen die Liebe eine bedeutende Rolle. Aber sie darf eben nur eine Rolle spielen, nicht das g a n z e Werk ausmachen, weil die Bestimmung des Romanhelden über die Befriedigung seiner Liebessehnsucht weit hinausgehen muß. Die Liebe darf nur als t r e i b e n d e s M o m e n t auftreten. Sie soll dem Helden neue Spannkraft verleihen, ihn anspornen zu unermüdlicher Tätigkeit, ihn bestärken in seinem auf das Höhere gerichteten Streben. Denn jede innige Liebe erscheint als etwas Ideales. Will der Dichter aber trotzdem die *L i e b e* a l l e i n zum Inhalt des Romans machen, so muß er einen höheren Gehalt mit ihr verbinden. Ungleichheit der Geburt, des Standes, der Religion, der wirtschaftlichen Verhältnisse, des Alters, des Charakters, der Anschauungen usw., all das kann dankbare Motive abgeben.

Otto Ludwig schildert in seiner Novelle „Die Heiterethei“ die Liebe zwischen dem Holdersfritz und dem Annedorle, die den Spitznamen Heiterethei führt. Er erzählt, wie diese Liebe

¹⁰⁾ Vischer: Ästhetik. 1308.

fast gegen den Willen der beiden entsteht, wie die jungen Leute durch den Klatsch der Nachbarn fast auseinandergebracht und verfeindet werden, bis sie sich nach Überwindung einer Reihe Hindernisse dennoch finden.¹¹⁾

Zumeist ist die Liebesgeschichte der eigentliche Faden. Es ist entweder eine Liebe, deren Entstehung schon unter Hindernissen der Vereinigung geschieht, oder deren Entstehen unter Vereinigung verheißenden Umständen erfolgte, die aber nun Hindernisse findet. Also zwei Liebende, die sich finden auf den Rändern einer Kluft, die bereits zwischen ihnen, oder zwischen denen eine Kluft erst sich auftut, da sie sich schon fanden. Diese Kluft ist entweder in Konventionen begründet, oder sie entsteht aus einer historischen Parteiung. Es ist noch ein Fall denkbar, daß diese Kluft schon vorhanden, aber nicht sichtbar, weil die Liebenden ihre wahre Lage nicht kannten. — Nun wird entweder diese Kluft geebnet, oder auch es erweist sich, daß die Kluft bloß eine scheinbare war. Die Kluft, das Hindernis, ist entweder eine innere, psychologische, moralische oder eine äußere, historische, d. h. sie liegt entweder im Charakter oder in den Umständen.¹²⁾ Wir werden später noch Gelegenheit haben, weiteres über die Liebe im Roman zu bemerken.

Sobald der Held die Höhe sittlicher und intellektueller Bildung erreicht hat, um die Hoheit der Idee voll und ganz in sich aufnehmen zu können, beginnt für ihn eine ganz neue Lebensperiode, die Zeit des Strebens für die Idee. Denn der Held muß nun zur vollen Einsicht seiner Bestimmung gekommen sein. Gil Blas zieht sich schließlich als ein Kavalier aus dem großen Leben zurück, nachdem er es erschöpft und satt geworden, in ein Idyll auf seine Rente. Simplizissimus aber wird überall abgestoßen und fortgejagt, er wird selbst noch um seine letzte Zuflucht gepresst und erscheint uns als der echte deutsche Michel, dem allenthalben das Fell über die Ohren gezogen wird.¹³⁾

¹¹⁾ Dr. Richard Müller-Ems: Otto Ludwigs Erzählungskunst. Berlin, Albert Kohler, 1905. S. 22.

¹²⁾ Otto Ludwig, 6. Band, S. 254 f.

¹³⁾ Heinrich Driesmans: Der Erziehungsroman. Literarisches Echo, 5. Jahrg. 1902/3, Sp. 1521 ff.

Der Roman.

Der echte Romanheld ist meist schon am Schlusse der Lehrjahre ein Mann geworden. Was in unklaren Träumen nebelhaft vor der Seele des Jünglings auf- und niederwogte, bald in gewaltigen Massen drohend sich aufstürmte, bald wie durch einen leichten Schleier die Herrlichkeit der Idee durchblicken ließ, steht jetzt in festen, bestimmten Zügen vor den Augen des Mannes. Er ist überzeugt, das Rechte gefunden zu haben. Aber das Rechte lebt erst nur in seinem Geiste — freilich in vollendeter Klarheit; er brennt vor Verlangen, es verwirklicht zu sehen.

Er sucht demnach seiner Idee in der Welt eine Stelle zu erstreiten, die entweder für ihn selbst von Bedeutung ist (wie bei den individuellen Ideen), oder von der aus er sie der Menschheit zuteil werden lassen kann (wie bei den religiösen, sozialen und politischen Ideen). In letzterem Falle strebt der Held in erster Linie für andere, erst in zweiter Linie für sich selbst. Aber die Welt ist nicht geneigt, sein Streben anzuerkennen; sie ist getränkt von Leidenschaften und diese stellen sich dem Streben des Helden mit aller Entschiedenheit entgegen. Durch diese Gegensätze entwickelt sich der Kampf zwischen dem Streben des Helden und der Leidenschaft der Welt. Besonders heftig wirkt der Kampf, wenn dem Helden Vertreter derselben Idee gegenüberstehen, die aber hinsichtlich der Mittel, sie zu erreichen, durchaus anderer Meinung sind; aber seine höchste Höhe erreicht der Kampf, wenn der Held auch mit seinen Leidenschaften in Konflikt gerät, wenn Leidenschaften den Weg zur Idee zu durchkreuzen, ihn aufzuhalten drohen. Das wird um so leichter der Fall sein, als die Seele des Helden vor steter Aufregung selten zur Ruhe kommt.

3. Der humoristische Roman.

Nur einen Feind kennt der Held des humoristischen Romans: die ihm entgegenstehende Welt. Auch er kämpft, aber sein Ziel ist ein unerreichbares; es hat nur in der Phantasie seinen Ursprung. Der Held ist kein planlos Umherirrender, sondern ein wirklich energisch Strebender, dessen Ziel aber außerhalb des Bereiches der Wirklichkeit liegt. Der humoristische Roman muß also den Helden zur Erkenntnis seines Irrtums

bringen. Die mannigfachen Zusammenstöße mit der nüchternen Wirklichkeit machen ihn stutzig, er erkennt endlich, daß Wirtshäuser eben nur Wirtshäuser und keine Kastele, daß Windmühlen nur hölzerne Türme und keine Riesen sind — durch Nacht gelangt er also zum Licht. Der Schöpfer dieses echt humoristischen Romans ist bekanntlich Cervantes und sein Hauptwerk der „Don Quixote“. Auch in Deutschland machte ein Dichter einen tüchtigen Anlauf zu einem humoristischen Roman — Müller von Iphoe in „Siegfried von Lidenberg“ (1779) —, leider aber schwächte er den Eindruck seiner anziehenden Dichtung dadurch ab, daß er den Helden trotz aller bitteren Erfahrungen nicht Flug werden ließ.

Friz Reuter hat eigentlich nur das Leben seiner mecklenburgischen Heimat geschildert, und doch ist er in ganz Deutschland einer der beliebtesten Erzähler geworden, selbst dort, wo seine Mundart dem Leser manche Schwierigkeit bereitet oder wo man sogar zu einer hochdeutschen Übertragung seine Zuflucht nehmen muß. Allerdings hat sein menschliches Bild viel dazu beigetragen, ihm die Liebe des deutschen Volkes zu gewinnen. Reuter war als Dichter ein wahrer „Bringer der Lust“, der uns den echten, unter Tränen lachenden Humor wiedergegeben hat.

Wilhelm Raabe ist erst ganz allmählich und ziemlich spät ein vorwiegend humoristischer Schriftsteller geworden, denn sein Humor ist wie seine ganze spätere Kunst- und Menschenanschauung das Produkt eines harten Ringens mit sich und mit der Welt, eines Ringens, das zeitweise den Dichter bis in die Tiefen der Tragik hineinstieß und ihm bei vielen Oberflächlichen zum Rufe eines verkappten Pessimisten verholfen hat. Aber gerade durch diesen schweren und endlich siegreichen Kampf um die Weltanschauung ward dann der Raabesche Humor erst poetisch vollgewichtig, ward künstlerisch reifer als z. B. der Jean Pauls, der sich selbst, weder als Mensch noch als Künstler, nie recht zu überwinden lernte. Raabe trat ebenbürtig neben einen Keller und Thackeray, deren Humor ebenfalls aus der Tragik geboren war.¹⁴⁾

¹⁴⁾ Herm. Anders Krüger: Der junge Raabe. Leipzig, Xenien-Verlag, 1911. S. 74.

Wenn Hans Hoffmann¹⁵⁾ auch Recht hat, indem er sich dagegen wendet, daß man Raabe „als Humorist schlechthin“ bezeichnet, und ebenso mit seinem Hinweis darauf, daß gerade in den sogenannten lustigen Geschichten in Raabes Humor etwas forciertes sei, so ist doch eben der tiefe, über dem Leben stehende, von seiner Schwere befreite Humor dann wirklich da, wenn bei Raabe mehr Ernst seiner sprühenden Heiterkeit beigemischt ist.

Raabe ist eine reiche und tiefe Natur; er zeichnet die Menschen nach dem Bilde in seinem Geiste und zwingt die Leser, mit seinem Auge zu sehen.

Der schwermütige Humor Raabes zieht in seinen Bereich alles Menschliche, alles, was an die Schranken des Menschentums erinnert: Verschrobenheit und Eitelkeit, Kummer und Verkümmern, Elend und Menschenweh in allen Gestalten. An allem läßt uns der Dichter als an einem echt Menschlichen teilnehmen, und mit ihm empfinden wir die Niedrigen und Verwahrlosten, die körperlich und geistig Verkrüppelten als Menschen wie wir; wir lernen sie verstehen, ja schätzen als gute, vielleicht gar als Menschen von innerer Größe. Denn das ganze Weltwirrwesen sucht dieser Humorist aus allumfassender Liebe heraus zu begreifen, und so fehlt ihm auch keineswegs das Verständnis für die lichte, sonnige Seite des Lebens. Wie wäre das auch möglich, da er sogar die häßliche Seite zu verklären versteht!

Es ist begreiflich, daß dem schwermütigen Humor durch sein Wesen fast keine Grenzen gesteckt sind, selbst wenn das Können des Schriftstellers die Grenzen zieht.

Die Verwandtschaft dieses Humors mit dem Tragischen ist mit Händen zu greifen, nur daß er auf dem düsteren, grau in grau gemalten Hintergrund die Lichtwirkung des Regenbogens um so mehr zur Geltung bringt. Eben diesen Humor meint wohl Goethe, wenn er von der heilenden und befreienden Kraft des Humors spricht, und ebenso, wenn er ihn ein Element des Genies nennt.

¹⁵⁾ Wilhelm Raabe. (Die Dichtung, Band 44). Berlin, Schuster u. Löffler, o. J., S. 11 f.

Ganz verschieden von Raabe ist Heinrich Seidel, der Schöpfer des Leberecht Hühnchen, obschon er gerne mit ihm verglichen und fast auf eine Stufe gestellt zu werden pflegt. Seidel hat die Betätigung der Kräfte im Leben zur Voraussetzung; sein Humor gilt den im Leben wirkenden Männern, die keine Zeit haben oder keine Zeit sich nehmen wollen, lange grübelnd die Rätsel des Daseins sich zurechtzulegen; er ist ihnen daher das Abendrot der Tagesarbeit und kräftigt sie für den neuen Tag und seine neuen Aufgaben.

Das ist der Humor der *vita activa*, des tätigen Lebens, und es ist kein Zweifel, daß den meisten Menschen der Begriff nur in diesem Sinne geläufig ist.

Ein wesentlich geringeres Verständnis findet der andere, der sinnende, grüblerische, nachdenkliche Humor, der seine Verkörperung gefunden hatte in den freundlichen Zügen Wilhelm Raabes und in seinem milden, nach innen gerichteten Blick. Denn dieser Humor versagt für die Arbeit des Tages, weil er sich nicht mit dem glücklichen Scheine zufrieden gibt, sondern tiefer schürfend den Dingen nachgräbt. Er ist jenen philosophierenden Führern im Reiche des Geistes eigen, denen das Leben nur da ist, um begriffen zu werden. In unserer überhasteten Zeit scheint freilich bei vielen fast der Sinn abhanden gekommen zu sein für die *vita contemplativa*, das beschauliche Leben, weil sie keine Ruhe finden, sich auf sich selbst zu besinnen. Die sich stets mehrende Zahl der Verehrer Raabes scheint aber darauf hinzudeuten, daß sich doch immer größere Kreise wieder jener in sich geschlossenen, harmonischen Lebensauffassung zuwenden, die dem Humoristen fast zur Kunstanschauung wird.¹⁶⁾

Der Held des humoristischen Romans kämpft nur mit der Welt, während der andere von zwei mächtigen Feinden bedrängt wird — von äußeren Gegnern und seinem Selbst. Wer wird gewinnen? Wer als Sieger auf dem Kampfplatz bleiben und triumphierend die Fahne des Feindes schwenken?

¹⁶⁾ Dr. Wilhelm Knögel, a. a. O., S. 20, 23 f. Vgl. auch Hermann Junge: Wilhelm Raabe. Studien über Form und Inhalt seiner Werke. (Schriften der Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold Lizmann. IX.) Dortmund, Fr. Wilhelm Ruhfus, 1910.

Wird der Held die Anerkennung seiner Idee erreichen oder im Kampfe für sie untergehen?

4. Die Verwirklichung der Idee.

Das Ideal ist die A h n u n g höchster Vollkommenheit und als solche dem Individuum u n e r r e i c h b a r; daher wird die Seele ihren Blick stets höher richten und in unersättlichem Drange weiter und weiter streben. Wie will also der Held erreichen, was nie erreicht werden kann? Aber er kann eine möglichst vollkommene Erscheinung der Idee erreichen, er kann sie z e i t l i c h v e r w i r k l i c h e n.

Diese Verwirklichung vermögen besonders die individuellen Ideen zu erreichen, weil hier dem Helden ein greifbares Ziel vor Augen steht. Der Held wird die Verwirklichung seiner Idee in der Erreichung eines weiten Wirkungskreises finden, in dem er die eroberten Kräfte erproben kann. Der Träger einer sozialen, religiösen oder politischen Idee wird das Ziel in der Erlangung dieser oder jener Wünsche, in dem Aufbau dieser oder jener Staatsform finden.

Aber hat nun, nachdem der Held soweit gelangt ist, der Roman ein Ende? Für den oberflächlichen Blick wohl — aber bei näherer Prüfung bleibt ein Gefühl des Unbefriedigtseins zurück. Scheint es nicht, als begänne nun für den Helden eine Periode des Genusses, d. h. des Müßiggangs? Eines Müßiggangs, den wir an ihm nicht gewohnt sind, da wir ihn durch ein kämpfevolles Leben bis hierher verfolgt haben. Der Dichter befindet sich in einer schlimmen Lage, denn die Frage, was aus dem Helden wird, bleibt bestehen. „Zum politischen Heroen erzieht der Roman den Helden nicht; unsere Ämter sind eine zu prosaische Form, um das Schiff, das unterwegs mit soviel Bildungstoff ausgestattet ist, in diesem Hafen landen zu lassen. Es bleiben Tätigkeiten ohne bestimmte Form übrig, die aber sämtlich etwas Präkäres haben.“¹⁷⁾ Goethe läßt Wilhelm Meister Landwirt werden, den Wilhelm Meister, der für Erhebung der Menschheit schwärmte! Aber das Ideal des Helden war unerreichbar, es gab dafür kein bestimmtes greifbares Ziel.

¹⁷⁾ Vischer, a. a. O. 1510.

Hier gilt der Satz: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbestimmtes Streben sich selbst eine Begrenzung bestimmt“¹⁸⁾.

Fehlt der glatte Abschluß durch die Tat, so ist dies ein großer Mangel dieser Kunstform.

Wie kann aber ein relativ befriedigender Abschluß erreicht werden? Die Dichter haben verschiedene Wege eingeschlagen, die einen lassen den Helden im Kampfe untergehen, die anderen ihn in den Hafen der Ehe einlaufen.

Geht der Held im Kampfe unter, so sind zwei Fälle möglich: entweder hat die Idee beim Tode des Helden ihren Höhepunkt erreicht oder nicht. Hat sie ihn erreicht, so widerstreitet es der poetischen Gerechtigkeit, den Helden untergehen zu lassen. Wenn er für die Idee sein ganzes Leben gestritten, so ist es nur gerecht, ihn auch die Früchte seines Kampfes genießen zu lassen. Doch gibt es hier, wie im wirklichen Leben, natürlich auch Ausnahmen.

Hat die Idee ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, und ist der Held noch durchglüht von Strebelust, so kann es ganz gerechtfertigt erscheinen, ihn untergehen zu lassen. Der Dichter muß aber die Motive sorgfältig prüfen und wählen. Gewöhnlich wird der Konflikt zwischen dem Streben des Helden und seinen Leidenschaften als entscheidendes Moment benutzt, der Held wird, wie schon bemerkt, von der Idee überwältigt. Der Dichter muß aber anstelle des untergehenden Helden einen neu in frischer Kraft erstehenden setzen, der in seine Fußstapfen tritt und die Idee weiterzuführen verspricht. „Oder der Dichter muß uns eine mächtige historische Perspektive eröffnen, die uns über die innere Kraft und Selbständigkeit der Menschenwelt vollständig beruhigt.“¹⁹⁾ Durchaus verfehlt aber ist es, den Helden untergehen zu lassen, ehe er zum Bewußtsein der Idee gelangt, und ihn untergehen zu lassen ohne dringende innere Motive.

Hier tritt die Liebe zum bedrängten Dichter und sagt: „Laß den Helden leben! Er hat so lange gelebt und gestritten und geliebt, gönne ihm jetzt, von dem Kampfe im Arme der

¹⁸⁾ Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre. VIII, 5.

¹⁹⁾ Spielhagen: Vermischte Schriften. 1864. 30

Liebe auszuruhen! Und wenn ihm geholfen, so hat auch deine Not ein Ende, denn ich sehe es dir an, armer, grübelnder Poet, daß du deinen Helden doch nirgend zu lassen weißt.“ Und der Dichter hört nur zu gern auf diese schmeichelnde Stimme, die seinem Roman einen harmonischen Abschluß zu geben verspricht. Stritt der Held für eine individuelle Idee, so ist in der Tat ein relativ befriedigender Abschluß da. Anton heiratet Sabine, Moritz seine Solo (Dincklage: „Tolle Geschichten“), und befriedigt schließen wir das Buch.

Wenn aber der Held Träger einer allgemeinen Idee ist, und der Dichter läßt den Helden sich mit der Geliebten vereinigen, ehe er sein Ideal erreicht hat, so erlangt er zwar einen scheinbaren Abschluß, schwächt aber auf der anderen Seite die künstlerische Haltung des Ganzen. Denn es gewinnt den Anschein, als würde der Held seinem Ideal untreu, als opfere er es einem anderen, das an Hoheit jenem nachsteht.

Also auch durch diese Versuche wird der oben berührte Mangel nicht gehoben.

Die Idee der Liebe ermöglicht nur dann einen harmonischen Abschluß, wenn sie den *H a u p t i n h a l t* des Romans bildet. Der Weg, der in diesen Romanen eingeschlagen wird, „ist ohne Wegsäule zu finden und hat ein unverrücktes, bestimmtes Ziel. Es ist die Reise des Helden zur Hochzeit. Mag sein Weg sich noch so oft krümmen, wagt er es sogar, Abstecher zu machen und in Wirtshäusern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um so rascheren Schrittes seinem Ziele zu, und wenn er endlich nach so vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geschoben ist, pflegt der Autor dem Leser die Türe vor der Nase zuzwerfen und das Buch zu schließen.“ (Hauff: Lichtenstein. 3. Teil, 8. Kapitel.) Und wer fühlt sich nicht befriedigt, wenn er den Helden nach mancherlei Irrfahrten im ruhigen Genuße des Glückes zurückläßt? Man weiß eben, daß solche Abenteuer, wie man sie mit dem Helden erlebt hat, nicht wiederkehren können. Der Held ist in sich gefestigt, und die erstrebte Ehe hält ihn in ihren Banden zurück. „Die Romantik der Existenz hat aufgehört, die Prosa beginnt.“ (Gottschall.)

5. Der Liebesroman.

Der Liebesroman verdient eine nähere Besprechung, einmal wegen der Bedeutung der Liebe für das Individuum, dann wegen ihrer Bedeutung für den Roman selbst.

Die Entwicklung des Liebesromans erfolgt gewöhnlich in der Weise, daß der Dichter zwei Personen für einander bestimmt und sie nach mannigfachen Kämpfen und Verwicklungen zur endlichen Vereinigung bringt. Der Liebesroman wird um so reichere Gestaltungen annehmen können, je schroffer in einem Staate die Stände sich gegenüberstehen, je schärfer der Gegensatz zwischen Arm und Reich hervortritt, je entschiedener die Parteien und Konfessionen getrennt sind. Je energischer diese Verhältnisse in das Streben der Liebenden nach Vereinigung eingreifen, desto mehr Gelegenheit erhält der Dichter, ein weites und reiches Gemälde der Zeit aufzurollen.

Aber wie die Liebe im Entwicklungsromane nur als ein bedeutendes Moment hervortreten darf, so soll sie auch im Liebesromane nicht jede andere Idee verdrängen; das Streben nach Vereinigung soll nicht ausschließlich den Inhalt der Erzählung bilden, sondern die Idee der Liebe muß sich mit anderen Ideen verbinden, so daß sie und mit ihr der Roman einen höheren geistigen Gehalt gewinnt. Diesen erhält er, wenn die Liebenden, jeder in seiner Natur, einen Entwicklungsgang durchmachen, der durch das Entstehen und die weitere Entwicklung der Liebe bewirkt und bedingt wird. Die Liebe bildet so das Verbindungsmittel zwischen dem geistigen und dem prosaischen Inhalt der Wirklichkeit.

Nach beiderseitiger Durchbildung erfolgt die Vereinigung. Einen solchen Liebesroman hat Wagner in seiner „Dichterschule“ (S. 206—18) lebendig charakterisiert. Ein nach seinen geistvollen Intentionen dichterisch, lebensvoll durchgeführter Roman würde den Anforderungen der Kunst vollkommen entsprechen.

Die Ausführung eines solchen Romans, dessen Entwurf schon so viel Lebensfrische zeigt, ist nur dem Genie möglich. Jede geringere Kraft wird an der Schwierigkeit der Aufgabe erlahmen. Denn nur der echte Dichter wird das Werden und Wachsen des Geistes und der Liebe, das innige Zusammengehen

und die endliche Vermählung beider dichterisch zur Anschauung zu bringen vermögen. Gar zu nahe liegt die Gefahr, didaktisch zu werden, zu lehren, anstatt zu veranschaulichen. Selbst Goethe hat im „Wilhelm Meister“ die schwierige Aufgabe, dichterischer Erzieher zu sein, nicht vollkommen zu lösen vermocht. Der zweite Teil seines Romans strotzt von Belehrungen. Der Roman scheint eine Tribüne zu sein; eine Person nach der anderen besteigt sie, um von hier aus ihre Ansichten über Natur, Wissenschaft und Kunst zu verkünden. Unten auf der Bank aber sitzt der Held und hört andächtig zu.

Eine andere, minder bedeutende Behandlung des Liebesromans besteht darin: Zwei Personen für einander zu bestimmen, deren Vereinigung nach den bestehenden Verhältnissen sehr unwahrscheinlich erscheint. Die Liebenden, am meisten der Held, kämpfen lange mit den ihrer Vereinigung sich entgegenstellenden Hindernissen; dadurch stärkt sich ihr Charakter, während der Geist weniger davon berührt wird. Bedeutender wird der Liebesroman, wenn die endliche Vereinigung auch zugleich eine geistige Tat im Gefolge hat, z. B. Vernichtung der bestehenden Vorurteile des Standes, der Partei oder dergleichen.

Betreffs des Abschlusses des Liebesromans könnte ein Kritiker dem Dichter zurufen: „Aber der echte Roman beginnt ja erst in der Ehe! Du hast uns nun zwar erzählt, wie die Liebenden sich fanden und nach langen Kämpfen endlich vereinigten; ja, du hast es verstanden, sie als passend für einander darzustellen; aber wer bürgt dafür, daß sie sich nicht getäuscht haben im Rausche der Leidenschaft? Wird die Entwicklung nicht erst jetzt, in der Ehe, den Anlauf zur Höhe nehmen?“ Dieser Einwand ist gewiß in einzelnen Fällen berechtigt, in andern aber nicht. In der Regel genügt es dem Dichter, gezeigt zu haben, wie die beiden Liebenden der endlichen Vereinigung entgegengereift sind. Es kann aber sein, daß dieselben Widerwärtigkeiten, die die Vereinigung der Liebenden so lange verhinderten, auch in der Ehe noch ihre Wirkung äußern. Dann schließt der Roman am besten mit dem Zeitpunkt, an dem die Gatten heiter der Zukunft entgegensehen können.

In diesen Romanen ist sich der Held seines Strebens vollkommen bewußt; es steht ihm ein leuchtendes Ziel vor Augen. Nun kann aber auch der Held kein Ziel haben — dafür muß aber der Dichter bei Erziehung seines Helden ein solches stets vor Augen haben. Es ist dies vorzüglich der Fall bei humoristischen Romanen. In diesen hat der Held zwar keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Planvoll in der Weise, daß dem Helden nach und nach die Augen aufgehen. So sind die Dichter des Simplizius und des Gil Blas vorgegangen.

6. Umwandlung und Konflikte.

Außer der Entwicklung kann auch *U m w a n d l u n g* der Inhalt des Romans sein. Der Dichter greift in diesem Falle aus dem Leben des Individuums eine bedeutsame Periode heraus, die dessen Wesen vollständig umwandelt. Es kann diese Periode einen kurzen Zeitraum umspannen, ohne deshalb minder wichtig zu werden. Der Inhalt ist in seinen Grundzügen folgender: Langsam, fast ohne sein Wissen arbeitet sich der Mensch in eine Leidenschaft, in eine Neigung hinein, deren Tragweite und Folgen er nicht zu ermessen vermag. Er gibt sich ihr ganz hin, er wird ihr Sklave. Sein Blick verdunkelt sich, er erkennt den Weg nicht, auf dem er wandelt, sieht den Abgrund nicht, dem er zueilt. Wohl regt sich in seinem Innern von Zeit zu Zeit eine leise warnende Stimme, aber sie wird übertönt vom Toben der Leidenschaft. Aber da weckt ein äußeres Ereignis die schlummernde Erkenntnis, zugleich regt sich im Innern der niederdrückende Gedanke: „Bist du auch auf dem rechten Wege?“ Noch ist aber die Leidenschaft übermächtig, immer noch stößt sie die Gründe der Vernunft von sich weg, sie will nicht hören. Doch das Verhängnis zögert nicht. Schlag auf Schlag saust auf den Betörten nieder, und jeder Schlag zerstört eines seiner schönen Phantasiegebilde. Nun gehen ihm die Augen auf. Er blickt auf die Welt — sie erscheint ihm ganz anders, gar nicht mehr so sonnig und wonnig; er schaut in sein Inneres — da sieht es wüst aus, da hat die blinde Leidenschaft gehaust. Was bleibt ihm übrig? Der Tod oder Umkehr? Feige der Reue entfliehen oder ein neues Leben voll Buße und Reue beginnen? Der Dichter hat die Wahl.

Er muß prüfen, auf welche Weise die Idee am besten zum Ausdruck gebracht wird. Denn die Idee wird beim Umwandlungsroman nicht *bewußt* durch den Helden repräsentiert, sondern sie kann nur aus dem Romanganzen *erkannt* werden.

Man hat den *Selbstmord* im Roman, namentlich den Selbstmord des Helden, als undichterisch verwerfen wollen. Nun ist aber der Selbstmord nicht das Wesentliche, sondern lediglich die Stellung der Idee zu einem solchen Ausgang. Fällt mit dem Helden gleichzeitig seine Idee, die sich dadurch als nicht lebensfähig erweist, so ist gegen einen solchen Ausgang nichts einzuwenden. Denn dadurch gewinnt ja die Idee des Ganzen gegenüber der Idee des Helden einen höheren Wert. Nehmen wir an, der Held strebte für die Emanzipation des Fleisches und in diesem Streben würden ihm so viel Täuschungen bereitet, daß ihm der Abschied von der Welt das beste scheint — würde nicht durch einen solchen Ausgang sein Irrtum am besten bezeugt?

Freilich bleibt auch ein milder Ausgang offen: die *Umkehr*, indessen ist ein solcher nicht immer zu finden.

Durchaus unkünstlerisch aber ist es, *seelische Konflikte* durch *Naturereignisse* zu beenden, denn da spielen die Elemente nur die Rolle des alten *deus ex machina*. Der Dichter hat sich festgefahren; der Held kann nicht rückwärts, nicht vorwärts, da muß denn Jupiter tonans seinen Donnerkeil senden, und dem armen Sterblichen, der mit sich selbst und mit dem der Dichter nichts anzufangen weiß, den Schädel einschlagen. Einen solchen gezwungenen Ausgang haben wir in Eliots „Mühle am Floß“. Eine Überschwemmung nimmt zwei Personen hinweg, der Verfasserin ist geholfen. Wie oft machen die Romanschriftsteller von diesem plumpen Kunstgriff Gebrauch. Durchgehende Pferde, Gewitter, Wolkenbrüche, Feuersbrünste finden wir nur allzuhäufig in Romanen als Retter in der Not des Dichters. Selbstverständlich ist aber nicht jede Katastrophe am Schluß eines Romans als unkünstlerisch zu verwerfen. Die Explosion der Patronenfabrik am Schluß des Romans „La Nouvelle Carthage“ von Georges Eckhoud ist durchaus motiviert; ein Mann wie Béjard, der mit

einer solchen Skrupellosigkeit Menschenleben aufs Spiel setzte, mußte einmal ein gewaltiges Ende finden.

Reuter schildert in „Ut mine Stromtid“ in ergreifender Weise die Verblendung des jungen Herrn von Rambow, der mit allem bricht, um zum Ziele zu gelangen, und doch schließlich umkehren muß. Wahrhaft großartig ist die Umwandlung Kohlhaas' in Kleists gleichnamigem Roman. Selten ist die Verirrung eines von edlen Zwecken geleiteten, aber in den Mitteln fehlgreifenden Menschen mit mehr Wahrheit dargestellt worden. Gleich großartig ist die Umwandlung Friedrichs im „Sonnenwirt“ von Kurz. Da ist bis in die kleinsten Einzelheiten mit erschütternder Wahrheit ausgemalt, wie der nicht unedle, aber heißblütige Charakter des Helden sich nach und nach der menschlichen Gesellschaft feindselig gestaltet. Brachvogel zeigt in „Friedemann Bach“ die Verirrungen eines genialen Künstlers, der das Höchste leisten konnte, und sich selbst verkennend, elend unterging; Lady Fullerton in „Grantley Manor“ die Kämpfe und Umwandlungen zweier liebender Herzen.

Auerbach schildert in „Auf der Höhe“ die gewaltige Revolution, die eine verbotene Leidenschaft im Innern eines Weibes hervorruft. Als eine gefeierte, angebetete, ihrer Reize auch ein wenig bewußte Schönheit tritt uns Irma entgegen; unmerklich schleicht sich die Leidenschaft in ihr Herz, bis sie eines Tages gewaltig hervorbricht. Berauscht vom Glück, sieht sie sich plötzlich am Rande des Abgrundes, sie taumelt zurück, flieht und verbirgt sich auf den Höhen der Alpen. Hier beginnt jener großartige Läuterungsprozeß, der der Seele der Heldin eine durchaus andere Richtung gibt. Aus dem Weltkinde wird eine büßende Magdalena, aber nicht eine Magdalena, der in träger Reue die Tage hinfliehen, sondern die durch schmerzstillende geistige und körperliche Arbeit ihre Verirrung zu sühnen sucht. Ein ähnliches Thema behandelt Goethe in den „Wahlverwandtschaften“. Brachvogel („Der neue Falstaff“) schildert die Umwandlung eines genialen, aber in verkehrte Bahnen geworfenen Malers durch die Liebe. Liebe schmetterte ihn nieder, Liebe erhebt ihn von neuem. Auch Goethes „Werther“ behandelt Umwandlung durch die Liebe. Grundthema dieser Romane ist also: Umkehrung aller Verhältnisse

durch die Leidenschaft, Umwandlung des Individuums durch innere Einflüsse. Es ist klar, daß hier dem Romandichter ein weites Stoffgebiet eröffnet wird, denn die Einflüsse, die eine Umgestaltung des Menschen herbeiführen können, sind unzählige.

Aber auch hier bleibt also bestehen: Entwicklung von Charakteren bis zu einer gewissen bezw. höchsten Stufe zu geben, ist Aufgabe des Romans.

Aus dem Gesagten dürfte sich nun klar heransstellen, daß der Roman in dieser Gestalt ein echtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts ist. Die älteren Dichter haben höchst selten die Bedeutung, die bildsamen Naturen für den Roman haben, zu erfassen gewußt. Erst Goethe erkannte den Wert eines solchen Helden.

Wie wichtig die Entwicklung für die erzählende Poesie ist, ersieht man daraus, daß größere, durch ihren Inhalt bedeutende Dichtungen dieser Art viel verlieren, wenn sie sog. starre Charaktere schildern, z. B. Ilse in Freytags „Verlorener Handschrift“. Ilses Charakter ist bedeutend, nicht anziehend. Sie bleibt dem Leser unnahbar, selbst im Augenblicke, wo sie sich dem geliebten Manne beugt.

7. Die Charakterzeichnung.

Die Charakterzeichnung muß folgerichtig durchgeführt werden, denn der Mensch legt den Charakter nicht wie ein Kleidungsstück ab. Verändert aber eine Person ihren Charakter, wie es ja im Leben häufig vorkommt, so muß dies erklärt und glaubhaft begründet werden.

Als Charlotte von Stein (Ende 1795) zu Goethe sagte, sie sei auf das Ende seiner Personen in „Wilhelm Meister“ neugierig, erwiderte er, im Leben brauche man nicht konsequent zu sein, aber freilich in einem Roman verlange man es.

Des Helden Entwicklung bildet den Mittelpunkt und Hauptinhalt des Romans. Die ihn umgebenden Personen machen, zum Teil wenigstens, ebenfalls eine Entwicklung oder Umwandlung durch — diese aber mit derselben eingehenden Ausführlichkeit zu schildern, wie jene des Helden, würde die

Kraft eines Dichters übersteigen. Zudem würde durch ein solches Verfahren die poetische Perspektive verrückt werden; die untergeordneten Personen würden gleiche Bedeutung mit den hervorragenden erhalten; von stufenmäßiger Gruppierung könnte nicht mehr die Rede sein. Das ist zum Beispiel der Fall in Manzoni's Erzählung: „Die Verlobten“. Es treten da zwei Personen auf, Pater Christoforo und die Edeldame Gertrude, von denen ersterer sich zweimal erfolglos für die Verlobten verwendet und die letztere Lucia für einige Tage bei sich aufnimmt. Beide sind für den Ausgang des Konflikts durchaus nicht von Bedeutung; trotzdem aber widmet Manzoni der Vergangenheit beider Personen große Ausführlichkeit und verwendet für den Mönch 16, für die Nonne gar 40 Seiten. Ebenso Fielding („Tom Jones“, 8. Buch) für die Geschichte des Alten vom Berge, bei dem der Held sich ein paar Stunden verschnauft, 35 Seiten. Die Dichter vergaßen, daß der Grad der Ausführlichkeit, der den Personen gewidmet werden muß, nach der Stellung zu bemessen ist, die sie im Romanganzem einnehmen. Diese wird durch die Idee bestimmt. In je näherer Beziehung sie zur Idee stehen, desto größere Beachtung wird er ihnen zuwenden müssen. Je entfernter sie zu ihr stehen, desto eher kann der Dichter sie fallen lassen.

Es ergeben sich hieraus für die Gruppierung der Personen folgende Fragen: a) nach der Stellung des Helden zur Idee und nach der Stellung des Hauptcharakters als Helden; b) nach dem Verhältnisse zwischen Held und Nebenpersonen.

a) Der Held.

Die Idee geht, wie schon bemerkt, in die Person über und wird eins mit ihr. Die Person wird die sinnlich erscheinende Idee. Es geht hieraus hervor, daß die Idee mit dem Charakter übereinstimmen muß, damit nicht zwischen beiden ein Widerspruch entsteht. Der Charakter des Helden darf nichts enthalten, was mit der Idee nicht in vollem Einklang steht. Der schlechte Mensch wird nie eine erhabene, der gute Mensch nie eine verwerfliche Idee verfechten können. Ein anderes aber ist es, wenn die sittliche Kraft des Helden zur Vertretung und Erkämpfung seines Ideals nicht ausreicht, wenn z. B. ein

guter Mensch (Kohlhaas) sich verwerflicher Mittel bedient, seine Idee zu verwirklichen; oder wenn ein edler, aber schwacher Charakter vor der Höhe seiner Aufgabe zurückschreckt. In diesem Falle wird der Held sogar an Interesse gewinnen, indem er an dem Widerspruche zwischen Idee und Charakter zugrunde geht und sein Schicksal ein tragisches wird.

Was die Eigenschaften des epischen Helden betrifft, so ist bereits festgestellt, daß er häufig vorzugsweise passiver Natur ist. Er heißt dann nur im ironischen Sinne „Held“, da er nicht eigentlich handelt, sondern wesentlich der „mehr unselbständige, nur verarbeitende Mittelpunkt“ ist. Da liegt die Gefahr sehr nahe, den Helden zu einem Schwachkopf zu machen, der sich willig nach der Seite wendet, wohin der Wind der Ereignisse ihn dreht. Nichts verkehrter als das! Nie darf dem Helden die moralische Kraft mangeln!

„Etwas zu wollen und zu wagen ist Lebenstrieb dem deutschen Gemüt, und so sind in unseren besten Romanen die Helden Wollende und Wagende.“²⁰⁾

Während im *Simplizissimus* die Krisis eine innere Umwandlung und Abkehr vom Leben ergibt, gewinnt sie bei *Wilhelm Meister* nur die Form vornehmer Entsaugung nach tollen Jugendjahren. Der Held hat den Sohn gefunden, für den und mit dem er lebt, und seine erste lebenbejahende und praktische Tat nach so viel Schwarm und Harm ist die Hilfeleistung, die er dem eigenen Sprößling durch die erlernte chirurgische Kunst gewähren kann. Der Sohn weist in eine Zukunft, und zwar in eine verheißungsvollere Zukunft. Durch diese Perspektive in „der Kinder Land“ unterscheidet sich Goethes großer Erziehungsroman von seinen Vorgängern wie von seinen Nachfolgern. *Wilhelm Meister* bringt es zwar nicht zu dem, was ihn in der Jugend erfüllte, er leidet mit seinen großen Idealen und Hoffnungen durchweg Schiffbruch; aber er leistet doch überall etwas, wenn auch nichts Hervorragendes, und weiß sich schließlich dem praktischen Leben einzufügen.

Seine resignierende Entwicklung zeugt von weiser Einsicht, wenn man auch nicht gerade eine hervorragende Meinung von seiner Persönlichkeit gewinnen kann.

²⁰⁾ H. Mielfke: *Der deutsche Roman*. 4. Auflage. Dresden, Reißner, 1912. S. 12.

Wilhelm Heinses Romanhelden und -Heldinnen erstreben nur ein Glück durch sinnliche Lust. Diese Charaktere entbehren aber psychologischer Tiefe. Sie machen auch keine Entwicklung durch; höchstens finden sich Ansätze dazu.²¹⁾

Der grüne Heinrich hat nicht das Geschick, ein Glück, das ihm über den Weg läuft, beim Schopf zu fassen. Er ist zu ehrlich dazu. Und doch ist es der Mensch als solcher, der uns auch hier anspricht und mit seinem Widerspruch ergreift; es ist das Menschenchicksal, wenn auch in unscheinbarer Form, das uns selbst für diesen armen Heinrich noch Teilnahme gewinnen und uns in ihm ein Symbol des ewig Menschlichen und des allzu Menschlichen erkennen läßt.²²⁾

Kellers grüner Heinrich ist gewissermaßen eine Selbstbiographie, obschon darin natürlich auch Erfundenes enthalten ist. Verschiedene Charaktere greifen in die Bildung des Helden ein, der nach seiner Kleidung der grüne Heinrich genannt wird. Der Held ist eine problematische Natur, ein anderer Wilhelm Meister, der infolge des Widerstreits von Wollen und Können tragisch endet. Geistig und körperlich mußte diese Künstlernatur zugrunde gehen, weil sie weder in sich noch außerhalb einen festen Halt fand. Mit dieser logischen Tragik schloß der Dichter auch wirklich den Roman in seiner ersten Fassung, und erst viel später hat er ihn, wohl beeinflusst von seinen optimistischen Anschauungen, glücklich enden lassen.²³⁾ Bei der Lektüre des Romans finden wir soviel Schönheiten, daß wir kaum das Fehlen einer strengen Komposition beachten.²⁴⁾

Hermann Hesse, selbst ein namhafter Erzähler, schreibt in seinen Gedanken bei der Lektüre des „Grünen Heinrich“: „Was

²¹⁾ Näheres hierüber bei Dr. Edmund Rief: Wilhelm Heinses Romanteknik. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Franz Muncker. 39. Band.) Weimar, Alex. Duncker, 1911, S. 102—108. — Vgl. auch Hans Nehrhorn: Wilhelm Heinses und sein Einfluß auf die Romantik. Göttinger Dissertation. Goslar 1904, S. 9—13.

²²⁾ H. Driesmans, a. a. O., Sp. 1524 f.

²³⁾ H. Driesmans, a. a. O., Sp. 1525.

²⁴⁾ F. Leppmann: G. Kellers Grüner Heinrich von 1854 bis 1855 und 1879—1880. Beiträge zu einer Vergleichung. Dissertation. Berlin 1902. — Gottfried Keller als Charakteristiker behandelt Dr. Karl Rief. Mitteilungen der Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn. III (1908), Nr. 3.

ist der grüne Heinrich? Ein Roman in Form einer Selbstbiographie. Ein noch nicht alter Mann schreibt sein Leben auf, er macht sich zum Mittelpunkt der Welt und stellt vom Hausrat seiner alten Mutter bis zum lieben Gott alles Erinnerungsgut seines Lebens dar als einer, der für sich selber schreibt und keine erzwungene Objektivität nötig hat. Trotz der Unbefangenheit aber, mit der er sich und sein Leben zu seiner Zeit und zu seinem Lande in Beziehung setzt, ist dieser Memoirenschreiber ein erstaunlich bescheidener Mensch, der sich selber durchaus nicht mit dem gerührten Interesse betrachtet, das Autobiographen meistens für ihre Person haben. Vielmehr hält er sich alle seine Torheiten und Verfehlungen, selbst solche aus frühen Kinderjahren, ungeschminkt vor und geht mit sich ins Gericht, aber auch das ohne Wichtigtuerei. Wodurch wird nun dieser Roman bedeutend und unvergesslich? Was macht ihn klassisch? Der Stoff (im gewöhnlichen Sinne) tut es nicht, eine virtuose Bewältigung des Stoffes auch nicht, und eine Tendenz ist nicht vorhanden. Der Stoff ist ein Durchschnittsleben, in welchem alle Sensationen fehlen, die Komposition ist sorglos und ziemlich locker, wichtige Erlebnisse nehmen eine Seite ein, und reine Schilderungen breiten sich zu Kapiteln aus. Wesentlich neue Gedanken finden sich kaum, es wird keine verblüffend originelle Weltanschauung gepredigt. Was ist denn also das Geheimnis dieser Dichtung? Was ist ihre Größe? Was nötigt uns, sie neben Werke zu stellen, die viele Generationen überdauert haben? Nun, das Geheimnis des grünen Heinrich ist dasselbe wie bei Homer, Dante, Boccaccio, Shakespeare und Goethe. Es beruht auf zwei Gewalten, die nicht Kunstmittel, sondern das Genie selbst sind. Die eine ist das, was ich die Ewigkeit des Stoffes nennen möchte, die zweite Gestalt ist die Sprache. Ein beliebiger Roman aus den siebziger, ja achtziger Jahren ist heute alt, und desto älter, je moderner er damals war. Der Inhalt ist uns nimmer wichtig, die neuen Ideen sind nimmer neu, die Gesellschaftstypen und Sitten sind anders geworden, die Sprache ist rückständig, man schreibt jetzt nimmer so. Weshalb haben wir dieses Gefühl nicht dem „Wilhelm Meister“ und auch nicht dem „Grünen Heinrich“ gegenüber? Eine Romanfigur, die nach dreißig Jahren altmodisch erscheint, ist nur eine Interessantheit, nicht ein Sinnbild gewesen. Figuren, deren

Wesentliches zeitlich ist, vergehen. Sinnbilder, deren Zeitliches nur ein Kleid des Ewigen ist, bleiben. Der Graf von Monte-Cristo ist gestorben; aber Odysseus lebt. Es lebt auch noch Don Quixote, Wilhelm Meister, Hamlet, es leben auch heute noch Quintus Fixlein, Siebenkäs und der grüne Heinrich, der kleine, harmlose Taugenichts von Eichendorff nicht minder als Schillers großer Wallenstein. Denn sie alle sind nicht in erster Linie Repräsentanten ihrer Zeit, sondern schlechthin Menschen. Das, was ihr Schicksal ausmacht, ist zu allen Zeiten vorhanden und wieder möglich. Das ist die Ewigkeit des Stoffes".²⁵⁾

In dem Roman „Frau Sorge“ schildert Hermann Sudermann die Lebensgeschichte eines jungen Mannes von seiner Kindheit bis zu seiner Heirat. Der Dichter erzählt in anschaulicher Weise, wie Paul und seine Mutter unter der unverständigen Wirtschaft des leichtsinnigen, prahlerischen Vaters leiden, und wie der vom Vater verachtete Paul allein den väterlichen Hof über Wasser hält und für die Geschwister sorgt.

Ein richtiger Held soll moralisch kräftig sein. An Willen darf es ihm nicht mangeln, wohl aber am Können. Die Welt, die ihn als Willenlosen das eine Mal weiter trägt, stellt sich ihm das andere Mal hindernd entgegen. Damit steht in innigem Zusammenhange, daß der Held auf die Personen des Romans eine große Anziehungskraft ausübt. Die meisten fühlen sich von ihm angezogen; und wer seinen Grundsätzen gegenüber sich feindlich verhält, kann trotzdem seiner persönlichen Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. Daraus entstehen Verwicklungen, die immer neue nach sich ziehen. So Wilhelm Meister, Hermann (Immermanns „Epigonen“), Erich („Landhaus am Rhein“), Oswald („Problematische Naturen“), Leo („In Reih und Glied“) usw. Besonders ist hier Anton Wohlfahrt („Soll und Haben“) zu nennen. Die Auflader begrüßen ihn mit Vergnügen. Er wird Karls Liebling. Das ganze Kontor fühlt sich ihm zugeneigt. Fink wird sein vertrautester Freund und folgt seinen Winken. Die adeligen Roués erklären ihn für einen „verdammten guten Jungen“. In der Tanzstunde erwirbt er sich im Fluge die Gunst der jungen Damen, besonders

²⁵⁾ März, 1. Jahrgang (1907), 5. Heft, S. 456 f.

der stolzen Lenore. Herr Schröter schließt ihn in sein Herz. Die Tante kann ohne ihn nicht leben. Und Sabine — liebt ihn mit voller Glut. Der Leser aber wird dem Helden herzlich gut. Das ist echt episch. Der Dichter muß sich aber hüten, diese Wirkungen dadurch hervorzubringen, daß er den Helden mit Übertreibung als einen ganz außerordentlichen Menschen darstellt; als einen Geist, der über alle hinausragt; als einen Menschen, der die Gesellschaft in jeder Weise beherrscht. Leider ist diese Manier sehr beliebt. Die Helden vieler Romane, namentlich aus stümperhaften Dilettantenfedern, sind wahre Halbgötter. Nur schade, daß ihre Reden und Gedanken meist so wenig diesem göttlichen Auseren entsprechen!

Georg von Ompteda sucht in seinem zweibändigen Roman „Sylvester von Geyer“ (1896), wie er selbst sagt, „ein Menschenleben mit all seinen Irrtümern und Niederlagen, mit seinen Höhepunkten und Siegen aufzurollen, von der Geburt bis zum Tode“. Im großen und ganzen ist dem Dichter diese Aufgabe gelungen und wenig fehlte, so wäre die rührend einfache Geschichte des Kadetten und jungen Offiziers Sylvester zu einem ebenso typischen wie unvergänglichen Stück deutschen Lebens geworden; aber dieses wenige fehlte eben leider und blieb Ompteda dauernd versagt: das geheimnisvolle Etwas, das aus der exaktesten Beobachtung, aus der peinlichsten Wiedergabe des Lebens und des Milieus erst wirkliche Poesie zu schaffen vermag. Ompteda blieb auch in diesem seinem besten Buche gar zu oft in der Nüchternheit des Alltags stecken und rang sich nicht zu der freien, großen und bei einem so tragischen Stoff allein versöhnenden Weltanschauung hindurch.²⁶⁾

Der Roman „Jörn Uhl“ von Gustav Frenssen enthält das innere und äußere Ringen eines tüchtigen Charakters, dem es endlich trotz vieler Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten gelingt, die rechte Lebensbahn zu finden. Nicht ohne Grund stellt deshalb der Dichter an den Eingang den Satz: „Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden.“ Jörn Uhl läßt sich durch die Schicksalsschläge nicht

²⁶⁾ Hermann Anders Krüger: Der deutsche Roman der letzten 20 Jahre. Literarische Neuigkeiten. Leipzig, K. F. Koehler. 5. Jahrg. (1905), Nr. 1, S. 5.

besiegen; er zieht sich nicht in tatenlose Resignation zurück. Die furchtbaren Widrigkeiten haben ihn innerlich gereift und gestählt und mit frisch quellender Willenskraft ausgerüstet. Wohl konnte er äußerlich unterliegen und sinken, aber sein fallen war kein Untergang, sondern ein Auferstehen. Zuletzt scheiden wir von dem neuaufgerichteten Jörn Uhl, der erst auf weiten Umwegen seine eigentliche Lebensbahn gefunden, mit dem beruhigten Bewußtsein: „Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte.“²⁷⁾

In einem reineren Sinne als im Altertum spielt in der epischen Poesie das S c h i c k s a l eine Rolle. Hier ist nicht gemeint das Walten finsterner Mächte, denen der Mensch von Ewigkeit her verfallen ist, sondern die Folge des Zusammenstreffens verschiedenster Ursachen. Vischer nennt dieses ursächlich begründete Schicksal „das tragische Gesetz des Universums“.

Diesem tragischen Gesetze ist der Held unterworfen. Das Schicksal bestimmt seine Entschlüsse und treibt ihn zur Tat. „Der innere Prozeß des Willens, wie gründlich er auch aufgedeckt werden mag, wird ebensosehr als ein äußeres Bestimmte sein erscheinen.“ „Der Held schwimmt mit starkem Urme, aber nicht gegen, sondern mit den Wogen, und die Wassermasse, die er teilt, hält ihn doch selbst.“²⁸⁾ Für den physischen Charakter des Helden entspringt hieraus die Forderung, daß er nicht von „allzu cholericem Temperamente sei“ (Spielhagen), sondern mehr aufnehmend, verarbeitend. Er bewegt sich im Gewühl des Lebens, um mit offenen Sinnen jeden Eindruck in sich aufzunehmen. Daher ist ihm ein reiches Gemüt und eine lebhaftere Phantasie eigen; er ist aus dem Grunde „gewissen Verirrungen, z. B. der religiösen und idealen Schwärmerei viel leichter ausgesetzt, als nüchterne Verstandesmenschen, die sich auf den gebahnten Wegen der Ebene bewegen“.²⁹⁾ Ein starrer Charakter ist als Held völlig unbrauchbar, weil er sich den Einflüssen der Welt gegenüber

²⁷⁾ Paul Sommer: Erläuterungen zu Gustav Frenssens Jörn Uhl. Leipzig, Hermann Beyer, 1906.

²⁸⁾ Vischer, a. a. O. III. 1266, 1269.

²⁹⁾ Perty: Anthropologie I. 298.

abwehrend verhält. Humoristische Charaktere als Helden zu wählen, ist bedenklich, da einerseits der Humor nur Ausfluß eines durchgebildeten Geistes ist, andererseits humoristischen Charakteren gewöhnlich das Streben fehlt. Weit mehr eignen sie sich zu Begleitern des Helden.

b) Die Nebenpersonen.

Um den Helden als Mittelpunkt gruppieren sich die übrigen Personen. Sie stehen entweder auf seiner Seite oder ihm gegenüber. Unter den Anhängern der Idee ist der Held ein primus inter pares. Er steht nicht absolut höher als seine Anhänger und Genossen, sondern nur relativ. Es können innerhalb des Kreises seiner Idee Nebenbuhler erstehen, die ein gleiches Ziel verfolgen, doch nicht mit gleicher Wärme und mit denselben Mitteln. So in Spielhagens Romanen: „In Reih und Glied“ und „Die von Hohenstein“.

Die Gegenpartei kann der Partei des Helden ebenbürtig entgegenstehen. Ein Zeichen geringer poetischer Gestaltungskraft oder tendenziöser Schwäche ist es, wenn der Dichter durch Herabsetzung der Gegner seine Personen zu heben sucht, wie es in den meisten Tendenzromanen der Fall ist. Bei Volandens sind z. B. sämtliche glaubensfeindliche Gelehrte und sämtliche Liberale nicht allein verlachenswerte, sondern auch verächtliche Geschöpfe. Die Männer der Wissenschaft sind aufgeblasene Halbwisser; die Liberalen ehrlos, geldgierig, sittenlos usw. In Sacher-Masochs Roman: „Die Ideale unserer Zeit“ sind alle Nationalliberalen, alle Patrioten Lumpen; in Brescianis Roman „Der Jude von Verona“ geht es den Anhängern des italienischen Einheitsstaates nicht besser. Andererseits werden in manchen Romanen die Katholiken in den dunkelsten Farben gemalt und geradezu karikiert.³⁰⁾ — Diese tendenziösen Dichter haben immer nur zwei Klassen von Personen, gute und schlechte, während der parteilose Dichter alle Abstufungen

³⁰⁾ Vgl. hierzu: Konfessionelle Brunnenvergiftung. Die wahre Schmach des Jahrhunderts. Von Heinrich Keiter. Regensburg 1896; dritte Auflage, bearbeitet von Bernhard Stein. Essen, Fredebeul u. Koenen, 1908. — Neuere Dichter im Lichte des Christentums. Gesammelte Aufsätze von Bernhard Stein. Ravensburg, Friedrich Ulber, 1907.

von Charakteren zu erreichen sucht. Bei ihm gibt es nicht nur durchaus gute und nur durchaus schlechte Menschen, sondern beide Gattungen mit den verschiedensten Zwischenstufen. In je größerer Anzahl diese vorhanden sind, desto höher ist die Gestaltungskraft des Dichters zu schätzen. Einige Romanschriftsteller haben nur wenige Figuren, die in allen ihren Dichtungen mit derselben Regelmäßigkeit wiederkehren. Der schon häufiger erwähnte Voland hat z. B. fünf Klassen: ritterliche Jünglinge, minnigliche Jungfrauen, biedere Väter (seltsamerweise sämtlich Witwer), tapfere Verteidiger des Glaubens, und deren nichtswürdige Gegner. Jean Pauls Personen können, wie Menzel in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ ausführt, auf sechs regelmäßig wiederkehrende zurückgeführt werden: der hohe Mensch und ein diesem entsprechendes edles Mädchen, ein kapriziöser Freund des hohen Menschen, ein schwindstüchtiges Mädchen, ein dito Jüngling, endlich ein zynischer Arzt.

Spielhagen verlangt in seinen „Beiträgen zur Theorie des Romans“ (S. 25), daß die im Roman vorkommenden Nebenpersonen „mit einer gewissen pragmatischen, aus dem Schicksal des Helden resultierenden Notwendigkeit in den Rahmen der Geschichte eintreten müssen.“

Kommen viele Nebenpersonen vor, so geschieht es leicht daß der Dichter im weiteren Verlauf die eine oder andere von ihnen vergißt und ihr Schicksal nicht bis zu einem gewissen Abschluß führt. Friedrich de la Motte Fouqué ist in seinen Ritterromanen dieses Versehen einmal zugestossen, indem er im „Alwin“ die Flaminia im Fortgang des Romans völlig vergessen hat.³¹⁾

c) Interessante Charaktere.

Nun erhebt sich die Frage, wie die Personen des Romans beschaffen sein müssen. Die einzige Forderung ist, daß sie *anziehend* seien, daß sie *unser Interesse erregen*. Keine bedeutende Person darf uns gleichgültig sein, denn wenn sie es wäre, hätte der Dichter sie dann schaffen dürfen? Die

³¹⁾ Dr. Lothar Jenthe: Friedrich de la Motte Fouqué als Erzähler. Breslau, Ferd. Hirt, 1910. S. 37.

Forderung der Anziehungskraft seiner Personen hat der Dichter streng zu berücksichtigen; es ergeben sich daraus wichtige Folgerungen inbezug auf den ethischen Gehalt der Personen. An sich kümmert es den Dichter durchaus nicht, ob seine Personen gut oder schlecht sind, aber durchaus gut und durchaus schlecht dürfen sie nicht sein.

Das erste nicht, weil ein vollkommener Tugendheld, der nicht den Mut hat, einer Leidenschaft Raum zu geben, oder, wenn sie an ihn herantritt, sie mit seinem unbesieghchen Pflichtgefühl erstickt, ein langweiliges Geschöpf ist. Natürlich kann dem Dichter nicht verwehrt werden, einen tugendhaften Charakter als Helden zu wählen; aber er muß ihn unserem fühlen dadurch nahe zu rücken suchen, daß er uns auch seine Schwächen zeigt, daß er ihn uns im gewaltigen Ringen mit einer Leidenschaft vorführt und dadurch, daß er ihn auch einmal fallen läßt. Aber a complet and perfect character is in a poem the greatest monster (Shaftesbury). Fielding sagt in dieser Hinsicht („Tom Jones“ XI.) . . . „da wir aber in unserem ganzen Leben keine einzige solche Person getroffen haben, so mochten wir auch im vorliegenden Werke keine auftreten lassen.“

Der Held darf wohl menschliche Schwächen besitzen, aber er muß doch unserer Teilnahme noch würdig bleiben. Er darf deshalb kein Ausbund von Schlechtigkeit sein.

Zuweilen führt uns ein Dichter ziemlich unkultivierte Typen vor, aber er erregt unser Interesse für sie dadurch, daß sie emporstreben oder daß er uns wenigstens zeigt, wie sie unter der Ungunst der Verhältnisse nicht höher hinaufkommen können. So wird uns z. B. der russische Bauer in zahlreichen Dorfgeschichten geschildert als Vertreter einer ungebildeten Masse mit guten Anlagen, aber überwuchernden schlechten Instinkten, erniedrigt durch Trunksucht und erdrückt unter der Steuerlast. Und immer wieder dringt durch alle Schilderungen das Motiv durch: „Die heilige Gerechtigkeit dringt bei uns, in unserem heiligen Rußland, nicht durch; Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit sind noch unbequeme Gäste, welche weder den oberen noch den unteren Klassen willkommen sind. Wer unverschämt und frech ist, der findet sein Glück; wer aber so dumm ist, recht-

schaffen zu sein, wahrlich, den kann man ruhig noch bei Lebzeiten begraben, kein Hahn wird weiter nach ihm krähen.³²⁾

Ein verworfener Mensch mit niederen Gelüsten, der die Gesetze der Sittlichkeit verachtet; ein Mensch, der zugleich die Macht besitzt, seine Begierden mit Leichtigkeit zu befriedigen; ein Mensch endlich, den nie ein Gefühl der Beschämung und der Reue überkommt — der ist kein würdiger Gegenstand dichterischer Behandlung. Wohl aber kann der Dichter einen schlechten Charakter dadurch interessant machen, daß er ihm irgend eine Eigenschaft verleiht, die ihn menschlichem Fühlen nahe bringt.

Darum verleiht Auerbach seinem Sonnenkamp („Landhaus am Rhein“) die Liebe zu seinen Kindern, den weltmännischen Takt, den verachtenden Mut, Eigenschaften, die uns den finsternen Mann nahe bringen; darum macht Gutzkow seinen Schlurf („Ritter vom Geiste“) zu einem geistvollen Lebemann; darum besitzt Veitel Jzig („Soll und Haben“) eine so uner-schöpfliche Strebelust; darum ist der Fürst („Die verlorene Handschrift“) so tief unglücklich; darum ist Lovelace, Clarissas Verführer (in Richardsons „Clarissa“) eine durchaus noble Natur, ein geistvoller, energischer Mann, dessen Schritten wir mit Spannung folgen, den wir abwechselnd verabscheuen und dann wieder bewundern.

Wie unbefriedigt lassen uns dagegen die Romane Gabriele d'Annunzios trotz ihrer hohen Formvollendung. Sie sind im wesentlichen die Geschichte einer Liebe, der Liebe des Dichters in verschiedenen Variationen mit etwas Staffage. Denn in allen seinen Romanen ist das einzig wahrhaft lebende Wesen nur der liebende Held, jener künstlerisch-weltmännische Aristokrat, in dem der Verfasser seine eigene Seele verkörpert. Alles äußere, auch alle anderen Personen, sind nur geschildert, soweit sie in dieser einen Seele sich spiegeln. Deshalb packen, deshalb ergreifen sie uns auch nicht; immer sehen wir sie nur durch die schwermütig-ruhige Stimmung des Dichters. Schwermütig, leidenschaftslos, wie die Sprache d'Annunzios, so sind auch die Charaktere seiner Gestalten, trotz aller äußeren ihnen aufgemalten Leidenschaft, an die wir nicht glauben, an die wir

³²⁾ S. T. Semenov: Onkel Ilya und andere Dorfgeschichten. Autorisierte Übersetzung von Johann Hermann. Leipzig, Felix Dietrich, 1906. 1. Band. S. 75.

nicht glauben können, da d'Annunzio selbst sie nicht empfindet. Hierin liegt der eigentliche Grund seines künstlerischen Mangels. Er, der Dichter selber, ist keine Persönlichkeit, weder im Guten noch im Schlechten. Ein Salonmensch, der alle Freuden der großen Welt überreichlich gekostet, doch dabei nie die äußere oder die innere Haltung verloren hat. Ein Salonmensch von ausgezeichnetem Geschmack, gerade deshalb immer bemüht, sich auch innerlich stets im richtigen Gleichgewicht zu erhalten, unfähig, selbstvergessen begeistert zu sein, selbstvergessend zu lieben, selbstvergessend zu hassen.³³⁾

Der Deutsche lehrt so gern; er kann der Versuchung nicht widerstehen, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum Besten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, sondern auch das Reinhalten der Poesie selbst von Elementen, die nicht ihr, sondern der Publizistik, der Wissenschaft gehören, ist nichts Geringses.³⁴⁾

Manchmal läßt sich auch ein Dichter verleiten, seinen Personen Ideen unterzuschieben, die ihm selbst eigentümlich sind. So entstehen häufig Zerrbilder, die mit naturwahren Typen nichts mehr gemein haben.

Auerbach ließ sich vom Spinozismus, nicht von einer naturtrohen Weltanschauung leiten. Deshalb muß man Rudolf v. Gottschall recht geben, wenn er in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts³⁵⁾ schreibt: „Auerbach ist und bleibt auch als Volkschriftsteller Spinozist. Wo es gilt, bestehende Zustände in ihrem verständigen Zusammenhang zu schildern, die Verhältnisse durch eine eiserne Kette von Ursachen und Wirkungen aneinander zu schmieden, die Menschennatur mit den angeborenen Triebfedern ihrer Handlungsweise, gleichsam mit ihren inneren Rädern und Gewichten wie eine Schwarzwälder Uhr auseinanderzulegen und nachzuweisen, warum sie so gehen und schlagen m u ß und nicht anders schlagen f a n n , zugleich aber eine pantheistische Poesie der Natur und ihres

³³⁾ Max Freiherr von Münchhausen: Gabriele d'Annunzio. Deutsche Zeitschrift. 15. Jahrgang (1902), Heft 9. S. 319 f.

³⁴⁾ Otto Ludwig, 6. Band, S. 211.

³⁵⁾ 7. Aufl., 4. Band, S. 467—469.

gesetzmäßigen Waltens um das Leben und Treiben der Menschen hinzuhauchen: da ist jene Lehre der Substanz, die ihr eigener Grund ist, an ihrem Platz, da kann sie die dichterische Beseelung fördern und ihr den Reiz jener großen einleuchtenden Wahrheit geben, der ihren eigenen unerbittlichen Konsequenzen beiwohnt. Mit Andacht versenkt sich ein Spinozist in die still waltende Notwendigkeit des Volkslebens, in diese fernhaften, klaren, abgeschlossenen Gestalten. . . Es sind alles starre Charaktere, hingezeichnet auf die ewige Nacht der spinozistischen Substanz, unfähig der rettenden Selbstbestimmung der sittlichen Freiheit, verfallen dem alten zürnenden Gott des Judentums, der die Sünden der Väter heimsucht bis ins tausendste Glied. . . . Die Menschen Auerbachs sind kalt aneinander zerschellende Atome, bewegt von mechanischem Stoß und Gegenstoß; es fehlt diesem äußerlichen Treiben ein sittlicher Mittelpunkt des Gemüts, eine warme Beleuchtung von innen heraus.“

Hansjakob sagt von seinen originellen Bauern und Handwerkergestalten in den „Wilden Kirschen“ und „Schneeballen“, er habe sie streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet. „Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Ich will nicht so schreiben; ich lasse meine Kinzigtäler aufmarschieren, wie sie lebten und lebten. Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschennatur, wie sie im Volk auftritt, einigen Wert.“⁸⁶⁾

Wie aber, wenn die Geschichte dem Dichter einen Charakter überliefert, dem in der Tat jede edle, menschliche Gesinnung abgeht und von dem Uhland sagt:

„Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blüht, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut;“
wie aber, wenn er, ohne der historischen Wahrheit zu nahe zu treten, einen solchen Charakter nicht vermenschlichen kann? Nun, so wähle er ihn überhaupt nicht. Wenn dieser Charakter aber bei seiner Grausamkeit, seiner Despotie, seiner Ungerechtigkeit frei ist von allen anderen Mängeln, wenn er uns erhebt durch seine großartigen Pläne, seine übermenschliche Energie, seine persönliche Kühnheit, so wird die Sache eine ganz andere.

⁸⁶⁾ Vorwort zu den „Wilden Kirschen“, S. IV.

„Die größten Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen beflecken kaum den Charakter eines großen Eroberers; sie halten uns nicht ab, an seinen Schicksalen eifrig teilzunehmen, ihn bei seinen Taten zu begleiten und für sein Glück bekümmert zu sein. Der Glanz und der Enthusiasmus des Helden, der in die Leser seiner Taten übergeht, erhebt ihre Seelen weit über die Regeln der Gerechtigkeit und macht sie gegen das Unrecht, das er tut, fast unempfindlich“ (Home: Elemente der Kritik). Hier verschwindet der Widerwille, den wir gegen den bloß bürgerlichen Bösewicht empfinden und wir gelangen beinahe zu der Einsicht, daß es, nach Hegels Ausdruck, das Schicksal großer Männer ist, schuldig zu sein.

Hat der Dichter die Wahl, bleibt es gänzlich seiner Erfindungsgabe überlassen, die Charaktere zu gestalten, so führe er uns kräftige, großer Leidenschaften und kühner Unternehmungen fähige Personen vor; „außerordentliche Menschen, aber doch nur solche, die es durch den Grad ihrer Kraft, durch die Reinheit ihres Wesens, nicht aber durch eine seltene Organisation sind“, Menschen, die „mit allem, was nur überall das Menschlichste und Natürlichste ist, in dem vollkommensten Einklang stehen.“³⁷⁾ Namentlich versäume er nicht, auch für echt humoristische Charaktere Raum zu lassen. Zwei Rücksichten gebieten es dem Dichter. Zuerst die Forderung der Lebenswahrheit, die er zu erfüllen hat; zweitens die Forderung des Interesses, der er nur dann nachkommen kann, wenn er den ernstesten Charakteren durch humoristische ein Gegengewicht schafft. Viel verliert Goethes „Wilhelm Meister“ durch den Mangel an launigen Personen. Viel gewinnen Spielhagens Dichtungen, weil eine jede einen echten, harmonisch ausgebildeten humoristischen Menschen aufweist.

In neuerer Zeit ist es unter den Romandichtern Mode geworden, gerade *anormale, krankhafte, rätselhafte Naturen* zu Helden zu wählen, an ihnen psychologische Studien zu machen. So z. B. Wilbrandt in seiner Novelle „Fridolins heimliche Ehe“ und Sacher-Masoch in „Venus im Pelz“. Fridolin in ersterer Novelle ist ein geistiger Hermaphrodit; er vereinigt in sich ein männliches und weibliches Gemüt. Beide haben ihre Neigungen und darum entstehen selt-

³⁷⁾ W. v. Humboldt: Hermann und Dorothea. Kap. 88.

same Konflikte. Verliebt sich die eine Hälfte in ein schönes Weib, so hält die andere mittlerweile einen Mittagsschlaf. Nach einiger Zeit aber erwacht die weibliche Hälfte. Sie sieht das Objekt der männlichen Zuneigung mit kritischen Blicken an und entdeckt endlich, daß es der Liebe gar nicht wert ist. Die Liebe der männlichen Hälfte erstirbt. Nun geht es der weiblichen geradeso. Fortzusetzen ad libitum.

In der „Venus im Pelz“ findet der Held Severin den höchsten Genuß der Liebe darin, sich von seiner Geliebten auf das brutalste mißhandeln zu lassen. Wie der Held zu einer solchen Verirrung kommt, wird sorgfältig motiviert. Man könnte noch zahlreiche andere Beispiele anführen,³⁸⁾ aber ist es denn die Aufgabe der erzählenden Dichtkunst, „das menschliche Herz zu einem weit größeren Labyrinth zu machen, als es vielleicht in der Tat ist?“ (Lessing.) Soll der Effekt der Dichtkunst im Pikanten, im Mysteriösen, im Pathologischen liegen? Gewiß nicht! Unsere großen Dichter, sowohl der klassischen Periode als der Neuzeit, haben einfach natürliche, aber außergewöhnliche Menschen, nie aber geistige siamesische Zwillinge zum Hauptgegenstand ihrer Darstellung gemacht.

Während Goethe das geradezu Kriminalistische vermied, war ihm das rein Pathologische nur gelegentlich dichterisch verwendbar. Schon im „Clavigo“ haben wir die schwindstüchtige Marie Beaumarchais und im „Wilhelm Meister“ Aurelie. Goethe hält uns aber auch hierbei das eigentlich Krasse, die unschönen Zuckungen des geplagten Geschöpfes fern; er führt uns alsbald wieder in die freie Bewegung, wo wir frisch und leicht aufatmen.³⁹⁾ Mignon ist zwar eine eigentümliche Natur, keineswegs aber eine durchaus rätselhafte.

L. Marbeau hat in den „Lettres d'une opérée“ (1906) alle Empfindungen notiert, die eine Frau vor und nach einer Operation hat. Aber was haben diese ergreifenden Schilderungen mit schöner Literatur zu tun?

Einen ganz eigenartigen medizinischen Fall verwertet Adam Karrillon in seinem Roman „O domina mea“. Inno-

³⁸⁾ Vgl. Dr. Emile Laurent: *L'amour morbide*. 3. édition. Paris, Société d'éditions scientifiques, 1895. S. 295—311.

³⁹⁾ Berthold Auerbach: *Goethe und die Erzählungskunst*. Deutsche Abende, Neue Folge. Stuttgart, Cotta, 1867. S. 35.

cenz Lorum, ein Landarzt, findet seine Jugendgeliebte wieder. Ihr Mann ist im Gefängnis und ihr körperlicher Zustand läßt alle Welt vermuten, daß sie während dieser Zeit einen unerlaubten Verkehr gepflogen hat. Schließlich stellt es sich aber heraus, daß das ein Irrtum war. Sie muß sich einer Operation wegen ihres Leidens unterziehen und stirbt unter dem Messer der Ärzte. Ein solcher Fall kann gelegentlich vorkommen, und es bedarf einer sehr dezenten Darstellung, um ihn nicht anstößig erscheinen zu lassen. Diese Vorsicht hat Karrillon angewandt, aber ob alle Leser des Rätsels Lösung zwischen den Zeilen herauslesen werden, ist eine andere Frage.
